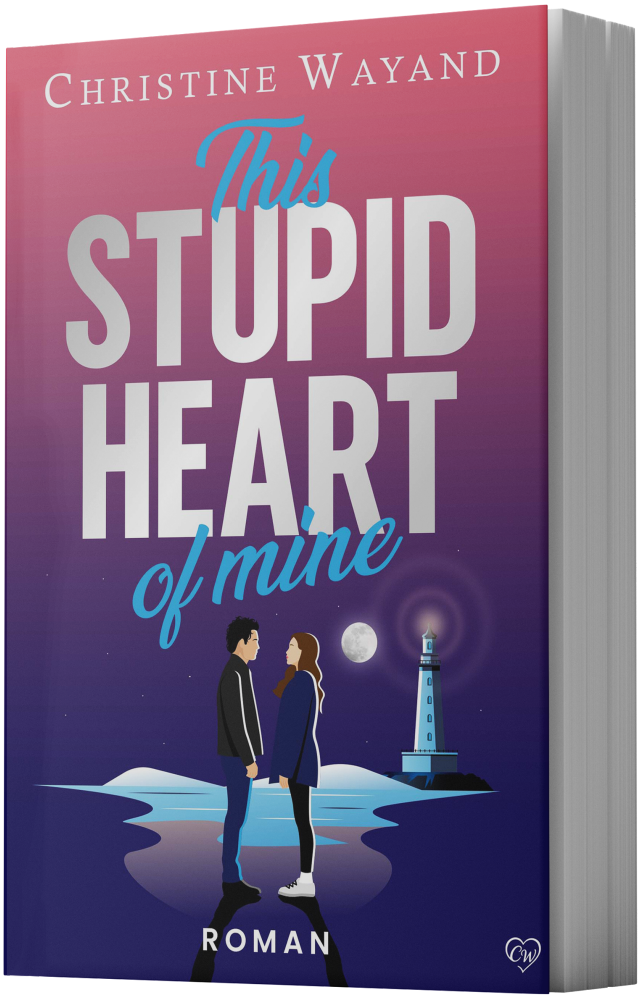


ERSTES KAPITEL

© Christine Wayand, 2026

♫ Collide – Ed Sheeran ♫

Anna

Verdammt, war das kalt! Ich hätte mir Mütze und Handschuhe anziehen sollen, aber ich war so wütend aus der Pension gelaufen, dass ich mir nur die Jacke geschnappt hatte und losgerannt war. Immerhin eine Daunenjacke mit Kapuze, die ich mir nun so tief wie möglich ins Gesicht zog. Der Wind, der frostig über die Ostsee blies, biss mir in die Wangen.

Ziellos stapfte ich über den harten Sand. Dank der Straßenlaternen, die von der Promenade aus herüberleuchteten, konnte ich trotz dieser späten Stunde sehen, dass ich allein am Strand war. Wer sollte sich auch im Februar, zu dieser Uhrzeit, bei den Temperaturen, hierher verirren?

Nur völlig Verrückte wie ich! Aber Harald, der Chef der Pension, in der ich arbeitete und auch ein kleines Zimmer bewohnte, hatte mich derart rasend gemacht, dass ich nicht anders konnte.

Ein älteres Ehepaar, das nach einer langen, zeitverzögerten Anfahrt völlig erschöpft und durchgefroren angekommen war, hatte nach einer Tasse Tee gefragt. Ich konnte ihnen den Wunsch nicht abschlagen, obwohl ich Haralds ermahnende Stimme sowie die von dessen Mutter Erna sehr wohl im Kopf hatte. »Die Küche ist für dich außerhalb der Frühstückszeiten tabu!«

Aber was hätte ich tun sollen? Diese kleine Bitte verwehren? Nicht, wenn sie so derart fröstelnd vor mir standen.

Also ging ich, nachdem ich ihnen erklärt hatte, wo ihr Zimmer lag und wann es Frühstück gab, in die Küche, um Wasser aufzusetzen.

Auf einmal stand Harald im Flur und sah mich an, als hätte ich eine Straftat begangen. »Was machst du da?« polterte er. »Ich hab dir schon hundertmal gesagt, du hast hier nichts zu suchen.« Er schnaubte durch die Nase wie ein Stier. »Noch ein Fehltritt und du fliegst!«

Bevor ich auch nur ein Wort herausbringen und ihm die Situation mit den Gästen erklären konnte, zog er wie ein Tornado weiter.
Den Tee machte ich trotzdem, brachte ihn dem Paar aufs Zimmer und wünschte eine gute Nacht.
Dann schnappte ich mir meine Jacke. Ich musste raus. Unbequem zu sein, konnte ich mir nicht leisten.
Wie konnte man nur so sein? Mutter wie Sohn. Nur Kommandos geben und Verbote aussprechen und immer mit Rauswurf drohen, wenn ihr striktes Regelwerk nicht eingehalten wurde. Wegen ihrer Herzlichkeit kamen die Gäste bestimmt nicht. Aber – das musste ich ihnen lassen – sie hielten die kleine Pension mit den zwanzig Gästezimmern gut in Schuss. Auch wenn die Einrichtung an die Siebzigerjahre erinnerte, war alles sehr gepflegt und die direkte Aussicht auf die Lübecker Bucht traumhaft. Nur eine kaum befahrene Straße trennte das Grundstück vom Strand.
Meine Kammer direkt neben dem Wohnbereich der beiden hatte allerdings keinen Panoramablick, sondern nur ein kleines Dachfenster. Direkt unter der Schräge befand sich ein Einzelbett, das zusammen mit dem Holzschrank neben der Tür den Raum ausfüllte.
Das notdürftige Badezimmer befand sich auf dem Flur gegenüber. Wenn ich es mir recht überlegte, führte ich ein Leben wie Aschenbrödel. Nur, dass ich nicht auf einen Ball eingeladen war.
Just in dem Moment, an dem ich das dachte, nahm ich auf einmal Klänge wahr. Ich lachte laut auf. Das kam bestimmt von dem Event im Beachside Grandhotel in Scharbeutz. Dies lag zwar am anderen Ende der Bucht, aber der Wind trug die ansprechenden Beats direkt in mein Ohr. Da war also meine Tanzveranstaltung! Jetzt fehlten nur noch Kleid und Kutsche.
Ich erspähte einen Strandkorb, der nicht mit einem Gitter versperrt war. Zuversichtlich etwas Schutz vor der eisigen Kälte zu finden, klappte ich das

Kopfteil herunter, quetschte mich ins äußerste Eck und vergrub die Hände in den Taschen.
Ich würde einfach eine Weile hier sitzen, dem Meer und der Musik zuhören, tief durchatmen und versuchen, mich zu beruhigen. Es half alles nichts. So gern ich den beiden auch meine Meinung hatte sagen wollen, brauchte ich sie. Ich war auf sie angewiesen. Also blieb mir nichts anderes übrig, als es runterzuschlucken und in Ruhe zu verdauen.
Doch die Bassklänge wurden immer lauter und dann kam auch noch eine Gestalt den Strand entlanggelaufen.
Anfangs konnte ich nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war, dazu war die Person noch zu weit entfernt. Doch sie lief ziemlich nah am Wasser, und der Gang sah alles andere als sicher aus.
Ich drückte mich tiefer in den Korb, in der Hoffnung, unbemerkt zu bleiben.
Als die Gestalt näherkam, erkannte ich schemenhaft einen Mann. Jeder Schritt schien ihm schwerzufallen, und dann blieb er auch noch stehen – nicht etwa, um kehrtzumachen, was mir lieber gewesen wäre, sondern um die Flasche in seiner Hand anzusetzen.
Na super. Geh bloß weiter!
Doch statt weiterzugehen, verharrte er. Selbst das schien ihm Mühe zu bereiten. Er brabbelte irgendetwas vor sich hin, das kaum zu mir durchdrang.
Mach schon, dachte ich. Das fehlte mir gerade noch.
Er drehte sich um und machte ein paar unsichere Schritte in die Richtung, aus der er gekommen war. Meine Erleichterung hielt jedoch nur kurz an, denn dann wandte er sich wieder um und schwankte in die entgegengesetzte Richtung.
Plötzlich blieb er stehen, schaute auf etwas, das aussah wie ein Handy, und warf es ins Meer. Dabei schrie er Worte, die ich nicht verstand.
Er stand gefährlich nah am Wasser, setzte erneut die Flasche an - von der Form her hätte ich auf Hochprozentiges getippt - und taumelte, bis er schließlich hinfiel.

Mir stockte der Atem. Das Meer war dort nicht tief, vielleicht ein paar Zentimeter, das war nicht das Problem. Aber es war eiskalt.
Komm, steh auf!
Doch er tat es nicht. Er saß einfach da.
Ungläubig starrte ich hinüber. Dann hörte ich ihn »Prost!« rufen, offenbar an niemanden gerichtet, und sah, wie er erneut trank. Fassungslos überlegte ich, was ich jetzt tun sollte. Ich hatte genug eigene Probleme! Wenigstens versuchte er jetzt, sich wieder aufzurappeln – allerdings ohne Erfolg. Er kam auf die Füße, kippte jedoch seitlich zurück ins Wasser. Noch einmal probierte er es, wieder vergeblich.
Ich hörte einzelne Wörter »hier« und »bleib«, bevor er sich mit dem ganzen Körper in den feuchten Sand fallen ließ.
»Großartig. Einfach großartig«, fluchte ich laut vor mich hin, während ich wutschnaubend auf ihn zustapfte.
Der Sand knirschte unter meinen Sohlen.
Selbst als ich direkt vor ihm stand, bemerkte er mich nicht. Er grinste dümmlich vor sich hin, die Augen geschlossen, während die Wellen immer wieder um ihn herumschwappten.
»Hey!«, rief ich.
Langsam öffnete er die Lider. »Hey«, gab er zurück, als wäre das hier das Normalste der Welt, und grinste weiter.
»Komm, steh auf! Du kannst hier nicht liegen bleiben.«
Keine Reaktion.
»Hallo?!« Ich trat einen Schritt näher und rüttelte ihn. »Jetzt mach schon! Du holst dir hier den Tod.«
Er öffnete ein Auge, sah mich an und nuschelte: »Lal mi.«
»Was?«
Er blinzelte schwerfällig. »Lal... mich!«

»Das ist doch sinnlos«, murmelte ich und griff ihm unter die Schultern. Der Kerl war klitschnass und schwer wie ein Sandsack.
»Ey!«, protestierte er schwach.
»Ja, du mich auch, ey!«, keuchte ich. »Was soll der ganze Mist?«
Er saß halb aufrecht, das Wasser tropfte von seinen dunklen gewellten Haaren.
»Mein Freunnnd... hinterlangen«, brachte er mit Mühe hervor.
»Aha.«
»Freund ... berogen!«, versuchte er es erneut.
»Das ist scheiße.« Ich atmete aus. »Aber hier liegen bleiben kannst du nicht!«
Da er nicht reagierte, packte ich fester zu. »Hör zu, es tut mir wirklich leid mit deinem Freund, aber du erfrierst mir hier noch.«
»Nach all den Jallen«, jammerte er.
»Steh jetzt auf!«, rief ich und sah mich Hilfe suchend um, doch natürlich war niemand da. Keine Menschenseele weit und breit.
Mein Herz klopfte bis zum Hals. Ich hatte mein Handy im Zimmer gelassen. Rüber rennen und einen Rettungsdienst holen? Zu riskant. Wenn ich ihn hier allein ließ, kippte er vermutlich noch vornüber ins Wasser.
Ich atmete tief durch. Dann ging ich in die Hocke, nahm sein Gesicht in beide Hände und zwang ihn, mich anzusehen. »Hör mir zu, Freundchen! Dein Selbstmitleid bringt dir gar nichts, wenn du hier erfrierst. Also reiß dich zusammen!«
Etwas in seinem Blick änderte sich. Nur für einen kurzen Moment. Dann nickte er schwach, drehte sich auf die Seite und versuchte aufzustehen.
Er kam bis auf ein Knie, dann schwankte er erneut. Ich stützte ihn, legte seinen Arm über meine Schulter und stemmte mich hoch. Er war einen ganzen Kopf größer als ich und ich hatte mit meinen knapp sechzig Kilo meine Last ihn zu stützen.
»Boah. Wie viel wiegst du?«
»Neunz Kio«, lallte er.

Langsam schleppten wir uns den Strand hinauf, Schritt für Schritt, während das Wasser aus seiner Kleidung mir direkt in die Schuhe tropfte.
»Wohnst du hier irgendwo?«
Ein kaum merkliches Nicken.
»Und wo?«
»Süüüsel.«
»Was?«
»Shüssel.«
»Schüssel? Ja, du hast echt einen Sprung in der Schüssel«, brabbelte ich.
Er reagierte nicht, sein Gewicht wurde immer schwerer. Ich spürte, wie meine Muskeln brannten.
»Steht hier irgendwo dein Auto?«, fragte ich ganz aus der Puste.
Kopfschütteln.
Super. Kein Auto, kein Handy, kein Plan.
Die Pension lag nur wenige Meter entfernt. Doch ich hatte striktes Besuchsverbot. Und Männer, hatte mir Erna mehrmals eingebläut, waren sowieso strengstens verboten. Aber was hatte ich denn für eine Wahl? Ich konnte ihn ja schlecht hier draußen lassen. Es war mitten in der Nacht, Nebensaison, also hatte auch kein Restaurant oder Geschäft in der unmittelbaren Nähe geöffnet, in dem ich hätte um Hilfe bitten können.
Das Licht im Wohnbereich von Harald und Erna war aus. Wenn ich ihn unbemerkt in mein Zimmer bringen könnte, würde ich wenigstens verhindern, dass er erfror.
Ich blieb kurz stehen und sah ihn eindringlich an. »Pass auf! Wir gehen da jetzt rein. Leise! Verstanden?« Ich suchte in seinen dunklen Augen ein zustimmendes Zeichen.
»Hm«, kam es matt zurück.
»Ich muss komplett verrückt sein«, stellte ich fest und zog ihn weiter.

Die Haustür war zum Glück nicht verriegelt. Stufe um Stufe schleppte ich ihn die Treppe hinauf. Einmal prallte er gegen die Wand, und ich hielt den Atem an. Kein Geräusch drang aus den oberen Zimmern. Gott sei Dank!
Vor meiner Tür löste ich mich kurz von ihm, um aufzuschließen. Gerade noch rechtzeitig hielt ich ihn wieder, um zu verhindern, dass er umkippte.
Mit letzter Kraft schob ich ihn hinein. Er fiel aufs Bett, klatschnass, bleich, die Lippen schon blau.
Atemlos und fröstelnd stand ich vor ihm. »Ich fass‘ es einfach nicht«, sagte ich kopfschüttelnd, während ich begann, ihm die Schuhe auszuziehen. Sie waren schwer vor Nässe, die Socken feuchtkalt. Dann öffnete ich den Reißverschluss seiner Jacke. Das Futter war vollgesogen, sie ließ sich kaum abstreifen. Darunter verbarg sich ein muskulöser Oberkörper. Wie konnte jemand so durchtrainiert sein und sich dann so abschießen, fragte ich mich, während ich versuchte, ihn aus dem klammen Hemd zu schälen. Der Stoff klebte wie eine zweite Haut an ihm.
Er rührte sich nicht. Nur seine Brust hob und senkte sich flach.
»Na super, keine Hilfe von dir, natürlich.« Ich kämpfte weiter, bis ich das Shirt endlich über seine Schultern gezogen hatte.
Das Licht war schwach, aber genug, um die Konturen seiner Muskeln zu erkennen. Er sah nicht aus wie jemand, der sich regelmäßig betrank. Mehr wie jemand, der sonst alles im Griff hatte und an diesem Tag einfach beschlossen hatte, das nicht zu wollen.
Ich schluckte. Dann machte ich mit seiner Hose weiter. Der Stoff war durchweicht und klebte an seinen Beinen. Ich zog, zerrte, fluchte leise und bekam sie schließlich über seine Füße.
Danach lag er nur noch in Boxershorts da, und ich spürte, wie sich meine Wangen röteten, als ich ihm auch dieses nasse Kleidungsstück auszog.
»Tut mir leid«, flüsterte ich. »Du brauchst Wärme.«

Ich griff nach der Wolldecke, die im Schrank verstaut war, wickelte ihn so gut es ging darin ein und legte dann noch meine Daunendecke darüber. Trotzdem zitterte er. Seine Zähne klapperten hörbar, während mir nach der körperlichen Anstrengung sehr warm war.
Ich hätte jetzt alles für eine erfrischende Dusche gegeben, aber das Risiko, Erna oder Harald zu wecken, war mir zu groß. Also zog ich mir schnell meinen Pyjama an und legte mich neben ihn. Viel Platz blieb in dem schmalen Bett nicht, ich musste mich zwischen ihn und die Wand quetschen.
Er zitterte immer noch. Bebte förmlich.
»Verdammt«, murmelte ich, zog meinen Pyjama wieder aus und hob die Decken. Das hier ging weiter, als ich es je bei einem Fremden getan hatte oder mir auch nur in den kühnsten Träumen ausgemalt hätte. Ich drehte mich zu ihm und presste meinen Körper an seinen. Haut an Haut. Meine Brust und mein Bauch schmiegten sich an seinen Rücken, meine Beine lagen eng an seinen. Er fühlte sich eiskalt an. Ich rieb vorsichtig über seine Arme, doch es schien nichts zu ändern. Also blieb ich einfach so liegen, spürte sein Zittern, das langsam schwächer wurde, und hoffte, dass das reichte.
Mit der Zeit ließ seine Anspannung nach. Sein Atem verlangsamte sich, wurde gleichmäßig und ruhig.
Wirklich, Anna, dachte ich und starrte in die Dunkelheit. Eine Nacht mit einem gutaussehenden, muskulösen Typen hatte ich mir anders vorgestellt. Leise musste ich in mich hineinlachen – so viel zu Cinderella. Ich lag hier, verbotenerweise, in meinem Bett, mit einem betrunkenen Mann, der seinem Freund nachtrauerte.
Einfach absurd. Ich konnte nur hoffen, niemand merkt etwas. Einen weiteren Fehltritt konnte ich mir einfach nicht leisten. Wie ich ihn am kommenden Morgen rausschleusen sollte, war ein Problem für später. In dem Moment war ich einfach zu erschöpft. Mit dem gleichmäßigen Rhythmus seines Atems wurde alles in mir still, und ich driftete langsam in den Schlaf.

Meine liebe Leserin, mein lieber Leser,

wie schön, dass du das erste Kapitel von *This Stupid Heart of Mine* gelesen hast! Ich hoffe, es hat dir gefallen und du bist neugierig, wie es mit Anna und Nick weitergeht.

Die gute Nachricht: Du kannst direkt weiterlesen! *This Stupid Heart of Mine* ist als E-Book und Taschenbuch erhältlich.

→ Jetzt weiterlesen

Ich wünsche dir jetzt schon ganz viel Spaß beim Lesen und freue mich, dass du Anna und Nick auf ihrer Reise begleitest.

Deine Christine

